

Suhrkamp

Hermann  
Hesse  
Gedenk-  
blätter

Erinnerungen an  
Zeitgenossen

suhrkamp taschenbuch 963

In seinen Nachrufen und Erinnerungsaufsätzen über verstorbene Freunde und Weggefährten ging es Hesse »nicht nur um die Wahrheit, vielmehr um das möglichst getreue Festhalten des Vergänglichen und Vergehenden im Wort«, schreibt er im Mai 1953 an Wilhelm Gundert: »Das ist ein an sich Don Quichottehafter Kampf gegen den Tod, gegen das Versinken und Vergessen, bezieht seinen Sinn aber doch wohl vor allem aus dem jetzigen Weltaspekt, wo ungefähr alles, was vor zwei Generationen noch wahr und recht und selbstverständlich war, erledigt und antiquiert erscheint.«

Die *Gedenkblätter*, die zusammengenommen eine Art Selbstbiographie ergeben, erschienen erstmals 1937, wurden 1950 in einer neuen Ausgabe um acht Stücke erweitert, im Jahre 1962 kamen noch einmal sieben neue Texte hinzu. Unsere Taschenbuchausgabe wurde von Volker Michels um thematisch zugehörige Texte aus dem Nachlaß ergänzt.

Über diese intimen, in einer luziden Prosa geschriebenen Blätter urteilte Heinz Politzer: »Im Grunde stellen diese Gedenkblätter völlig uneitel und mit einer seelenhaften Sachlichkeit die Anmut und die Größe des Menschen Hermann Hesse dar, dem es gelang, sich selbst zu verwirklichen nach seinem Auftrag und nach seiner Art.«

Hermann Hesse, am 2. Juli 1877 in Calw/Württemberg geboren, 1946 mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichnet, starb am 9. August 1962 in Montagnola bei Lugano. Er ist einer der meistgelesenen europäischen Autoren des 20. Jahrhunderts.

Hermann Hesse  
Gedenkblätter  
Erinnerungen  
an Zeitgenossen

Suhrkamp

Neu durchgesehen und um Texte aus dem Nachlaß  
ergänzt von Volker Michels



3. Auflage 2023

Erste Auflage 1984

suhrkamp taschenbuch 963

© Suhrkamp Verlag AG, Berlin

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch  
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining  
im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung nach Entwürfen  
von heißmann, heilmann, hamburg

Druck: Books on Demand GmbH, Norderstedt  
Printed in Germany

ISBN 978-3-518-37463-4

[www.suhrkamp.de](http://www.suhrkamp.de)

## *Inhalt*

Albert Langen	7
Eugen Siegel	11
Zum Gedächtnis (des Vaters)	16
An Christian Wagner	26
Bei Christian Wagners Tod	31
Erinnerung an Albert Welti	34
Georg Müller in memoriam	39
Erinnerungen an Conrad Haußmann	42
Antwort auf eine Rundfrage	45
Erinnerungen an den Simplicissimus	46
Aus meiner Schülerzeit	48
Nachruf auf Hugo Ball	59
Der Dichter und unsere Zeit (Rilke)	61
Eine Erinnerung an Carl Busse	63
Beim Einzug in ein neues Haus	65
Besuch bei Wilhelm Raabe	83
Erinnerung an S. Fischer	92
Antwort auf eine Rundfrage	94
Othmar Schoeck	95
Erinnerungen an Othmar Schoeck	97
Erinnerung an Hans	108
Ernst Morgenthaler	149
Basler Erinnerungen	168
Erinnerung an Klingsors Sommer	173
Gedenkblatt für Franz Schall	176
Nachruf auf Christoph Schrempf	179
Maler und Schriftsteller	189
Erinnerung an den jungen Alfons Paquet	195
Über Romain Rolland	196
Schulkamerad Martin	197
Gedenkblatt für Adele	210
Erinnerung an André Gide	217
Nachruf	222
Für Marulla	225
Gedenkblatt für Ernst Penzoldt	232
Ein Abschiedsgruß (für Thomas Mann)	233
Der schwarze König	234

Der Trauermarsch	240
Martin Buber zum 80. Geburtstag	248
Freund Peter	250
Erinnerungen an Ärzte	256
An einen Musiker	269
Vierzig Jahre Montagnola	274
<i>Quellennachweise</i>	277
<i>Namenregister</i>	280

## ALBERT LANGEN\*

In der Nacht des letzten April starb, uns allen unerwartet, der Verleger Albert Langen in München, erst vierzig Jahre alt. Als Verleger und Gründer des »Simplicissimus« war er weithin bekannt, und die Blätter bringen nun ihre Notizen und Nekrologe, sagen das Allbekannte wieder einmal und wärmen alte Sachen wieder auf. Man bekommt wieder zu hören, daß Langen der Schwiegersohn Björnsons war, daß er einige Jahre lang wegen Majestätsbeleidigung verfolgt im Ausland lebte, gute Beziehungen zu Paris hatte und so weiter. Einige Feinde rücken ihm bei dieser Gelegenheit auch wieder damit auf, daß er eine französische Ausgabe des »Simplicissimus« herausgab und »Deutschlands Schande dem Erbfeind« gegen Geld preisgab. In Wirklichkeit wurden, vor allem auf den Wunsch der Pariser Künstlerschaft hin, seit einigen Jahren die vier Hauptseiten des »Simplicissimus« allwöchentlich mit einer französischen Übersetzung der Witze beklebt und in Paris ausgegeben, in wenigen hundert Exemplaren, wobei sicher eher daraufgelegt als verdient wurde. So ist es ja mit allen Legenden, und gewiß könnte man ebenso Langens Verdienste herabsetzen, indem man sie zu einem großen Teil auf Glück und Zufall zurückführte. Aber Glück und Zufall kommen nicht zu jedem, und nicht jeder weiß etwas mit ihnen anzufangen, und es hat schon mancher junge deutsche Verleger sich den Kopf darüber zerbrochen, eine recht neue, kühne, gangbare Sache zu gründen, ohne daß doch ein »Simplicissimus« daraus geworden wäre.

Ich habe über Albert Langen viel reden hören, übertrieben Gutes und übertrieben Schlechtes, was ich auf sich beruhen lassen muß. Ich habe einige Jahre lang persönlich und brieflich viel mit ihm verkehrt und dabei einen ganz andern Menschen kennengelernt als aus allem Hörensagen. Jetzt, da er fort ist und ich an ihn denke und mich auf jedes Zusammensein mit ihm zu besinnen suche, schmilzt mir alles zu ein paar Augenblicken, ein paar Gebärden zusammen. Ich erinnere mich an ein paar Abende im Langenschen Hause in München, an ein paar Automobilfahrten mit ihm, an ein paar Sitzungen in seinem Büro, und

\* Albert Langen verlegte Hesses Roman »Gertrud«. In seinen Zeitschriften »März« und »Simplicissimus« erschienen regelmäßig Beiträge von H. H.



merkwürdigerweise erinnere ich mich am allerdeutlichsten an den Tag, an dem ich Langen zum erstenmal sah. Er kam bei schwerem Regenwetter in einem Motorboot von Konstanz her gefahren und war eine Stunde bei mir, und wenn ich jetzt an ihn denke, sehe ich ihn wieder genau so, wie er damals war, frisch und beweglich, fast kindlich vergnügt und dabei im Gespräch von einer sensibeln Folgsamkeit, ja Lenkbarkeit. Dieser Mann mit der raschen Begeisterungsfähigkeit und behenden Unternehmungslust war durchaus dazu geschaffen, in einem Kreise von begabten, schöpferischen Menschen zu leben, bald Anreger, bald Ausführer, bald Schiebender und bald Geschobener zu sein. Er betrieb seine Angelegenheiten mit dem launischen Eifer des Sportsman, hartnäckig oder lässig, interessiert oder spielerisch, wie nervöse Leute tun, jedenfalls aber ehrlich und mit persönlicher Hingabe. Er konnte einen Plan von gestern heute wieder fallen lassen, aber wem es gelang, ihn persönlich festzuhalten und zu interessieren, der konnte prächtig mit ihm arbeiten. Zweimal haben wir beide bei kleinen Differenzen versucht, diplomatisch zu sein, und beidemal haben wir lächelnd die Masken wieder abgenommen und eingesehen, daß wir töricht wären, über kleinen Angelegenheiten die Frische und Unmittelbarkeit der persönlichen Berührung verloren gehen zu lassen.

Ein System hatte Langen nicht. Er ließ der Stunde ihr Recht und war feinfühlig genug, unter den vielen zuströmenden Menschen und Angeboten recht häufig wirklich das Beste zu wählen. Ich sah ihn Angelegenheiten von Bedeutung, die ihn persönlich aber nicht interessierten, in Minuten leichthin abtun, und sah ihn über scheinbar kleine Dinge, wenn sie einmal seine Teilnahme hatten, rastlos hin und wider denken und sich besinnen. Er konnte ein Geschäft sehr rasch und leicht erledigen und konnte über die Form, wie einem ihn interessierenden armen Literaten oder Künstler am besten zu helfen sei, lange, eingehende Gespräche führen. Und er hat manchem geholfen. Wo seine Liebe und Teilnahme einmal geweckt war, konnte er von erstaunlicher Zartheit sein. Freilich, wo diese Teilnahme fehlte oder wieder erloschen war, ließ er den Dingen ihren Lauf. So ging es in allen seinen Geschäften und Unternehmungen nie systematisch gleichmäßig nach Prinzipien und unpersönlichen Grundsätzen zu, sondern eher leidenschaftlich, rasch und temperamentvoll, jedenfalls durchaus persönlich und lebendig.

Zur Kunst wie zur Literatur hatte Langen innige Beziehungen, nicht als Verleger und Herausgeber, sondern als Liebhaber und begabter Genießer. Er hat selber zuweilen geschrieben, mehrmals französische Artikel und Bücher gut übersetzt, mehrmals eigene flotte und gutgeschriebene Artikel verfaßt. Seine Verlagsunternehmungen, vor allem seine beiden Blätter, waren ein Teil seines Lebens und hatten für ihn weit mehr als geschäftliche Bedeutung, aber er wollte doch nie alles selber machen und allen dreinreden, wie es dilettierende Verleger zuweilen gerne tun sollen. Er hatte Vertrauen zu seinen Mitarbeitern und fand sich wohl zuweilen mit Anregungen und Wünschen ein, nie aber mit Korrekturen und Befehlen. Dabei war er selbst als Herausgeber wertvoll tätig, seine rasche Phantasie und Empfänglichkeit duldeten kein Stagnieren, und seine guten Beziehungen zu Paris haben sowohl dem »Simplicissimus« als dem »März« viel genützt. Der Friedensgedanke und besonders der Gedanke einer freundschaftlichen Annäherung an Frankreich waren ihm geradezu eine Herzenssache. Diese französischen Beziehungen waren ihm noch wertvoller und lieber als die norwegischen, und er hat ja auch nicht nur Björnson, Hamsun und die Lagerlöf übersetzen lassen und mit Eifer verlegt, sondern auch viele Franzosen. Waren unter diesen auch Unterhaltungsliteraten leichter Art vertreten, Langen selbst legte auf sie wenig Gewicht und hatte ein weit näheres Verhältnis zu den Büchern des feinen Spötters Anatole France.

So anregend und interessant Albert Langen bei lebhaften Gesprächen in seinem gastfreien Hause oder bei erregten Redaktionssitzungen sein konnte, am besten gefiel er mir immer draußen, unterwegs, auf Reisen und Ausflügen. Da konnte dieser bewegliche, nervöse, geschäftige Mann mit den großen Unternehmungen und dem gefährlichen Ruf mit ausgelassener Kinderfreude das schöne Wetter, den Frühling, den Herbst, die Obstblüte genießen. Ich sehe ihn, feurig die Hupe blasend, vorn auf seinem Automobil sitzen, strahlend vor Vergnügen, oder an einem heißen Frühsommertag auf einer Bergwiese rasten. Er genoß die Natur nicht sentimental, sondern frisch und kinderhaft dankbar, und er hat noch in seinen beiden letzten Jahren zwischen allen Sorgen, Arbeiten und Geschäften seine wohlige Lust am neuangelegten Garten und Gartenhaus gehabt. Mit derselben Lust baute und änderte und modelte er an seinem Hause, an seinen Zimmern und Möbeln, die ich bei jedem Münchner Besuch neu

eingrichtet und gestellt fand. Da kaufte er alte Sachen, ließ sie herrichten, hatte stets Handwerker im Haus, zeigte fröhlich eine alte Uhr oder Tasse, freute sich am Umordnen und Ändern und war doch anhänglich an alles, was er liebte, vor allem an die vielen schönen Sieck-Landschaften, von denen er mehr in seinen Zimmern hängen hatte als irgendein anderer Bilderbesitzer.

Es ist mir wunderlich, daß dieser unglaublich lebendige, elastische, elektrische Mann tot sein soll, und ich kann mir München und den Verlag und die Redaktionen ohne ihn noch nicht vorstellen. Es wird sich gewiß zeigen, daß manches ohne ihn ebensogut geht. Aber wir werden auch sehen, was uns nun fehlt, und es wird nicht wenig sein.

(1909)

## EUGEN SIEGEL

Am Nachmittag bekam ich eine Postkarte aus dem Felde. Nichts Wichtiges darauf, aber der sie geschrieben hatte, hatte also am 16. abends noch gelebt und in einem belgischen Quartier Tee gekocht. Quartier, Tee, Bleistift, Postkarte, das ist ja schon recht viel dort draußen. Man atmet auf, man lächelt, man sieht seine Lieben in Gedanken für eine Stunde nicht mehr im kalten Felde kriechen, im Dampf und höllischen Gekrache, man sieht sie menschlich, lieb, vernünftig, einfach, ohne Krampf, einen Zwieback in der Hand, einen Apfel oder eine Zigarette, auf einem Stuhl und an einem Tisch oder Fenstersims, ein Dach über sich und mit der Aussicht auf ein trockenes Nachtlager, vielleicht sogar ein Bett. Das ist viel, sehr viel. Ich atmete auf, ich lächelte, und plötzlich hatte ich Lust, die weggelegte Zeitung vom Morgen doch noch zu lesen, einen Brief zu schreiben, später vielleicht noch in die Stadt zu gehen. Das Nebelwetter schien heller, die Stube wärmer.

Ehe ich die Postkarte weglegte, blieb ich nochmals an der kleinen quergeschriebenen Nachschrift hängen, welche schwierig zu entziffern war. »Von unseren Schulkameraden aus G. ist neulich noch ein dritter gefallen, Eugen Siegel.« (Es konnte aber auch Singel, Seipel oder ähnlich heißen.) Ich wußte nicht recht damit Bescheid. Ich war in jener Schule von G. nur ein Jahr gewesen, hatte längst keine Beziehungen mehr dorthin, lebte seit Jahren im Auslande, und es war seit der Zeit von G. vierundzwanzig Jahre her. Nein, ich hatte keine Erinnerung mehr an diesen gefallenen Seigel oder Seipel. Überhaupt, jene ganze Zeit, jenes beklommene Schuljahr in der Fremde, zum erstenmal von Hause fort in Pension, vor mir ein gefürchtetes Examen, das lag alles seit vielen Jahren unberührt in einem Loch meines Gedächtnisses. Merkwürdig freilich und unheimlich bleibt es immer, wie so ein Stück Leben einem entgleiten und wegsinken kann, wie auf der Tafel der Erinnerung die Augenblicke, Stunden, Tage und Jahre wechseln, wie sie launisch und unbeherrschbar erscheinen und wieder verschwinden, viele für immer.

Ich las meine Zeitung und dann die übrige Post, ich schrieb einen Brief, ging rauchend im Zimmer auf und ab. Nein, dachte ich, ich muß sobald wie möglich wieder nach Deutschland

fahren, Freunde besuchen, Nachrichten sammeln, Wirklichkeit atmen. Die Wirklichkeit hieß ja jetzt Krieg. Und diese schwer zu lesenden, sich zu nichts bekennenden, vielleicht oft unaufrichtigen Heeresberichte, aus denen so viel Phrase und Verlegenheit sprach!

Ausgehen mochte ich nicht mehr. Ich würde da draußen nichts finden, was Wirklichkeit für mich hätte. Wirklich war bloß noch der Krieg. Das andere, das private Leben, das lief so weiter und war durch eine rätselhafte Anämie ausgehöhlt und zu Schatten geworden. Ich sehne mich nach Wirklichkeit! Ich sehne mich ja keineswegs nach dem Kriege, ich will weder Rausch noch Heroismus; ich will ja gar nichts als leben, richtig und vernünftig leben, wie es dem Menschen zukommt, wie man es bis vor einem Jahr noch konnte, – und das ist so schwer, so entrückt, so ganz unmöglich geworden!

Eugen Seipel, oder Siegel, oder Seigel . . . ? Der Name ist wieder da, und ich kann feststellen, er war es, der heimlich alle meine Gedanken so unruhig gemacht hat. Eugen Seipel ist gefallen, ein Eugen ohne richtigen Namen, ohne ein Gesicht, aber ein Mensch, den ich einst gekannt, mit dem ich einst bei demselben Lehrer in derselben Schulstube gesessen bin, lange Vormittage und Nachmittage, schrecklich lastende, hoffnungslose Montagmorgen und gute, versöhnliche, milde, hoffnungsreiche Samstage – ein Mensch, der mich etwas angeht, der mit seinem Tod eine Teilnahme von mir fordert, dessen Fremdheit meine, nicht seine Schuld ist und für mich eine Plage und einen Vorwurf bedeutet. Ich muß sein Gesicht finden, seinen Namen herausbringen. Ich muß das Unterste umstülpen. Wenn er wirklich in meiner Klasse gewesen ist, muß er ja zu finden sein. Mein Gott, wenn mir, dem Vierzehnjährigen, damals jemand gesagt hätte: ich würde einst einen von meinen Kameraden, ein Stück von meinem Leben, von meiner Klasse, nicht mehr kennen!

Ich schließe die Augen und denke an die Schule in G. Ich sehe das Schulzimmer. Vier Fenster, Katheder, Ofen, Schrank, Wandkarte. Da fehlt nichts, das Bild ist noch vollständig. Wir saßen in sechs, nein in acht Bänken, ich in der dritten. Neben mir Bollinger und Haas und vor mir Straus und Hagenbach und ganz vorne in der Ecke der mit dem Bürstenkopf und den langen Hosen. Wie hieß nur der? Einerlei, es fing gewiß nicht mit S. an. Dessen bin ich sicher. Aber warum eigentlich?

Aber halt – Siegel! Siegel heißt er! Ich habe ihn jetzt. Unbegreiflich, daß mir das nicht sogleich einfiel! Es war nicht der Bürstenkopf. Es war der Kleine, sehr Zierliche, Hübsche, der ganz hinten an der Wand in der Mitte der Bank saß, dem Stock des Lehrers unerreichbar, und wenn der alte Rektor etwas von ihm wollte und grade guter Laune war, dann rief er ihm zu: »Siegelein, Siegelein an der Wand, wer ist der Gescheitste im ganzen Land?« Wie hatte ich das vergessen können! Aber doch ja, eigentlich war sein Name uns nicht geläufig, wir nannten ihn nie bei seinem Namen. Er hieß bei uns Prinz Eugenius.

Und kaum war dieser Name da, so stand der kleine feingliedrige Knabe ganz vor mir, deutlich und wohlbekannt wie vor vierundzwanzig Jahren, mit seinem hübschen Scheitel, mit dem netten Stehkragen, mit der geraden, schmalrückigen Nase und den hellen, etwas nah beisammen stehenden Augen. Er hatte geschickte Finger und schrieb zu meinem Neide eine entzückende, klare, kleine Handschrift, und war der beste Rechner in unsrer Klasse. Jetzt war er also gefallen . . .

Wie wenn man im September über eine Wiese geht und die erste Herbstzeitlose sucht und man sieht schließlich eine, und weiter drüben noch eine, und dort wieder zwei, und plötzlich sind es eine ganze Menge, hundert und mehr – so geht es mit den Erinnerungen auch. Man sucht und findet lange nichts, aber wenn die erste und zweite da ist, dann sind es plötzlich zehn und hundert, unzählige, und drängen sich um einen wie ein Vogelschwarm.

Ich wußte jetzt alles wieder. Prinz Eugenius war einmal mein Freund gewesen. Nicht lange, zwei oder drei Wochen vielleicht. Wir paßten eigentlich nicht zueinander, aber seine Geschicklichkeit und sein nettes Benehmen machten ihn begehrt, und so liebte auch ich ihn und wollte sein Freund werden. Er war so hübsch und zierlich und immer so guter Laune, und er hatte nichts dagegen, ich durfte schon sein Freund sein. Ich begleitete ihn damals immer nach der Schule bis vor sein Haus, es war ein weiter Weg für mich, und unsre Pensionsmutter schalt mich für das beinah alltägliche Zuspätkommen jedesmal aus. Aber das war das einzige, was ich für meinen Freund tun und erleiden konnte, und mir war es viel zu wenig. Am liebsten hätte ich ihm das Leben gerettet, ich malte damals solche Szenen gern in meinen Träumen aus. Wenigstens wollte ich ihm meine Marken-

sammlung schenken, das nahm er aber nicht an, und sonst besaß ich nichts. Nur wenn alle Monate mit der Wäsche etwas Gutes von meiner Mutter kam, eine Wurst oder Anisbrot, dann war ich reich und konnte spenden. Aber damals kam nichts, wochenlang nichts, und mein Freund ließ sich zwar von mir heimbegleiten, aber er war gegen jeden andern ebenso freundlich wie gegen mich und wollte nicht einsehen, daß das keine Freundschaft sei und mir nicht genüge. Meine Vorwürfe hörte er kaum an, er lachte mich aus und sagte, ich solle doch nicht so dummes Zeug reden.

Da hatte ich eines Sonntags ein neues herrliches Spiel entdeckt. Es waren schale Sonntage in unsrer Knabenpension, Zeugen mancher Wut und mancher Träne, morgens Kirchgang und Lernen, abends Triktrak und wenige Bücher – wären nicht Schillers Gedichte und »Die Hallig« von Biernatzki darunter gewesen, so wäre ich verzweifelt und davongelaufen. Nur am Nachmittag hatten wir bei gutem Wetter zwei, drei Stunden für uns und durften ohne Aufsicht spazierengehen, nur nicht allzu weit und nicht ans Wasser oder in die Felsen, und auch der Weitsprung über die offenen Lohgruben in der nahen Gerberei war verboten. Nun, einige von uns hielten zusammen und nahmen es auf sich, Sonntag abends nötigenfalls für schmutzige Stiefel, Löcher in den Hosen und nasse Strümpfe sich bestrafen zu lassen. Wir hatten soeben eine wundervolle neue Lustbarkeit entdeckt. Flußabwärts war zwischen den Fabrikhöfen eine öde Stelle, wo am Flußufer eine Strecke mit Abfall aus der Stadt aufgefüllt wurde. Dort war nun eine Wagenladung mit alten tönernen Sauerwasserkrügen ausgeleert worden, und wir Buben hatten damit begonnen, diese alten Krüge vollends kleinzuhauen. Damit entdeckten wir aber bald eine Menge von Krügen, um die es schade war, denn sie waren fast unbeschädigt. Diese verschlossen wir nun mit Pfropfen aus gekautem Papier schön luftdicht und warfen sie in den Fluß, der sie schnell mit fortnahm. Wir aber hatten Steine bereit und einige von uns auch Schleudern, und es galt nun, jeden schwimmenden Krug mit einem guten Schuß zu treffen und zu versenken, ehe er außer Sicht kam und entrann.

Zu diesem neuen Sport lud ich Eugenius ein. Diese Schützenübungen waren mein und weniger Kameraden Geheimnis, und seine Preisgabe war das beste Geschenk, das ich meinem Freund machen konnte. Aber Eugen war enttäuschend wenig begeistert,

ich hatte geglaubt, ihm Köstliches anzubieten, und hatte nun alle Mühe, ihn überhaupt am nächsten Sonntag für eine Stunde dorthin mitzubekommen. Und dann fand er unser Spiel grob und langweilig, und wie ich ihn so urteilen hörte, tat mir plötzlich das Herz unsäglich weh, ich stand verraten, und plötzlich sah ich selber die Armseligkeit unsres Tuns, die schäbige Häßlichkeit des Scherbenhaufens zwischen den Fabrikhöfen, und ich ging weg, in der Seele krank, und wollte nie mehr auf Tonkrüge schießen, und wollte aber auch von der Freundschaft mit Eugen nichts mehr wissen. Später hatte ich ihn nur selten wiedergesehen und mit den Jahren aus dem Gedächtnis verloren. Und jetzt lag er in einem Soldatengrab in Belgien, und seine hübschen klugen Augen waren geschlossen, und seine kleine geschmeidige Gestalt stak zertrümmert im grauen Waffenrock.

Es kamen Besuche zu mir, und ich war bis zum Abend in Anspruch genommen. Erst als ich zu Bette ging, konnte ich wieder an die Sache denken. Sie griff mir nicht ans Herz, sie war traurig wie so viele ähnliche, und bald entliefen meine Gedanken von dem Soldatengrab in Belgien. Der Schlaf war mir schon nahe. Aber da nun einmal die dunkle Brunnenstube früher Erinnerungen geöffnet war, kamen andere Gestalten hervor, meine Freunde aus der Lehrzeit, aus der Studienzeit, aus meinen Reisejahren, Deutsche und Ausländer, und viele von ihnen wußte ich jetzt im Felde stehen, an beiden Fronten. Nachricht hatte ich nur von dreien. Der eine hatte seine letzte Postkarte an mich beim Einrücken geschrieben, in den ersten Tagen jenes August, zwei beim Ausmarsch ins Feld, seither nichts mehr als die paar kurzen Grüße aus Belgien, deren letzter heut gekommen war. Wo waren sie alle? Wer von ihnen lebte noch?

Ich schlief eine Stunde oder zwei und träumte von der Schulknabenzeit; aber die Mitschüler waren bärtige Männer und trugen Uniformen. Dann erwachte ich plötzlich, der Wind rüttelte am Fensterladen. Ich schreckte empor und wußte nicht, wo ich sei. Ich fühlte nur eine dunkle Erschütterung in der Seele und ein nächtlich grauenvolles Weh im Herzen, das weh tat, als sei es plötzlich schwer erkrankt; ich saß halbwach im Bette aufrecht und erwachte erst völlig, als ich Träne um Träne auf meine Hände tropfen fühlte.

(1914)



## ZUM GEDÄCHTNIS

Ich stand auf einem großen Bahnhof am Gepäckschalter, mein Zug sollte in wenigen Minuten abgehen. Es war abends beim Eindunkeln, Lichter begannen schon zu glühen. Ich war seit dem Morgen von Hause fort, hatte hier ein paar Stunden haltgemacht und meinen Freund vergebens gesucht. Dann war ich in die Werkstatt eines Künstlers, den ich kenne, eingetreten und hatte dort zwischen den Bildern und Tonmodellen meine Zeit verbracht, im Herzen unruhig, denn zu Hause lag viel Arbeit ungetan, und morgen und übermorgen sollte ich, eben zugunsten jener Arbeit, an zwei Orten Vorträge halten.

Es war eine gute Sache, ohne Zweifel, es galt, den armen Opfern des Krieges zu helfen, den unschuldig heimatlos Gewordenen, den in Feindesland Gefangenen. Aber – so fühlte ich zuweilen und dachte es auch jetzt – war nicht die ganze Emsigkeit und Betriebsamkeit unsres guten und wohltätigen Tuns ein wenig falsch, ein wenig überhitzt im Tempo, ein bißchen angesteckt vom fatalen Geist der Welt, die unsrer Seele fremd ist, von jenem Geist, der sich jetzt im großen Kriege so erschreckend und demütigend austobte? Floh nicht seit Monaten hundertmal in unbewachten Augenblicken mein ganzes Wesen erkrankt und sehnsuchtsvoll in die alte heilige Klage: Laß, o Welt, o laß mich sein!

Ich nahm dem Beamten meinen Koffer ab und wollte ihn zum Zuge tragen, der schon erleuchtet und dampfend in der Halle stand. Da klopfte jemand mir auf die Schulter, und mein lieber Freund, den ich in der Stadt nicht gefunden, stand da und sah mir ins Gesicht.

»Bleib hier«, sagte er freundlich, »bleibe den Abend bei mir! Du mußt heut nicht weiterreisen!«

Ich lachte rasch und winkte ab, da sagte er leise: »Ich habe eine Nachricht für dich, man hat mir telegraphiert.«

»Was denn?« fragte ich, noch immer ohne Ahnung.

Da nahm er mir den Koffer ab und sagte: »Es ist keine gute Nachricht. Dein Vater ist plötzlich gestorben.«

Eine Viertelstunde später saß ich im Zug, nicht in dem geplanten, sondern in einem andern, der noch heut nacht in meinem Wohnort ankommen sollte. Noch war ich zu keiner

Ruhe gekommen, ich hatte nichts getan als hastige Telegramme geschrieben und Züge gesucht. Jetzt fuhr ich heimwärts – nicht dem Ruf des Herzens nach zu meinem toten Vater hin, sondern von ihm fort, in umgekehrter Richtung, nach Hause. Denn ich konnte nicht nach Deutschland reisen, ohne mir erst daheim einen neuen Paß zu besorgen. Es war ja Krieg, man durfte ja jetzt keine Privatangelegenheiten, keinen Schmerz haben, man durfte jetzt nicht tun, was natürlich und richtig war, sondern man mußte sich ins Glied stellen, sich um Stempel bemühen, sich photographieren lassen, Zettel unterschreiben und Beamten Auskünfte geben, die niemand interessierten. Nun denn, es war mir nichts Neues mehr. Aber über alledem kam ich auch auf der langen Bahnfahrt zu keiner Ruhe im Herzen. Es tat zwar weh, und mit dem teuflischen Takt der Räder schlug mir's tausendmal dumpf und öd ins Ohr: »Dein Vater ist tot, jetzt hast du keinen Vater mehr!«

Aber es waren viele andre Stimmen daneben wach: Werde ich daheim noch jemand finden? Werde ich schnell genug meinen Paß bekommen? Was machen meine Schwestern? Und mein Bruder? Und plötzlich fiel mir ein: ich muß ja einen schwarzen Anzug haben! Und zwischen alledem quälte mich eine tiefe Scham und Trauer, daß ich jetzt nicht still und gesammelt mein Herz dem Vater darbiehen konnte, daß meine Seele wirr verstimmt und vielspältig geteilt war, daß hundert dumme kleine Sorgen noch Platz in mir hatten.

Zuweilen stieg ein halberwachtes Bewußtsein des Verlustes beklemmend herauf, nahm mir den Atem und tat im Kopfe weh, hinter den Augen. Dann versuchte ich, mich zusammenzuraffen und mit gesammelter Innigkeit das Bild des Gestorbenen in mir herzustellen. Doch ward es nie vollkommen hell und wahr. Das einzige gute Gefühl, das für Augenblicke rein und tröstend in mir atmete, war dieses: Er hat es gut, er hat Ruhe; er ist da, wohin er sich sehnte. Dann fielen mir Zeiten ein, in denen ich meinen Vater krank gekannt hatte, krank und von endlosen Schmerzen gepeinigt, und plötzlich sah ich sein Bild deutlich und überscharf, mit seiner lieben, ergreifend schmerzvollen Gebärde, wie er tief atmend mit flachen Händen das lange Haar von den Schläfen zurückstrich, während sein Blick still und traurig wie aus einer fremden Ferne her auf mir ruhte. Und jetzt empfand ich, endlich wieder, sein Wesen rein und deutlich in mir und sagte zu mir:

»Sie haben ihn nie verstanden, niemand, auch alle seine Freunde nicht. Nur ich verstehe ihn ganz, weil ich bin wie er, allein und von keinem verstanden.«

In der Nacht kam ich in meinem Wohnort an, stieg in die Trambahn, sah innen Bekannte plaudernd sitzen und wandte mich ab gegen die Scheiben; mit entfremdeten Blicken sah ich die vertrauten nächtlichen Straßen und Brücken, als führe ich müde auf Reisen durch einen unbekanntem Ort. Meine Frau kam mir draußen am Rande der Stadt entgegen, wir gingen über die dunklen Felder in unser Haus, das ich erst am Morgen verlassen hatte.

Auf meinem Tisch lagen Briefe, und darüber lag das Telegramm, und ich las und mußte lächeln. »Ganz schnell entschlafen«, stand da, das klang gut und zart, und es paßte so zu dem Hinweggegangenen! Das war so ganz seine Art, das verstand ich so im Grunde und fühlte es wie einen kleinen Triumph mit, daß es ihm gelungen war, uns allen so ganz unvermerkt und unbeschrien zu entschlüpfen. Wie ein Vogel, wie ein gefangener Waldvogel, wenn das Fenster offen und niemand im Zimmer ist.

Erst spät in der Nacht, im Bett, spürte ich die Erschütterung an meinen Wurzeln, tief im Geheimnisvollen, fühlte die traurige Schönheit und Unwiederbringlichkeit von allem und konnte weinen.

Den andern Tag bis zum Mittag mußte ich um den Reisepaß bemüht sein. Es ging alles so behindert und harzig wie in einem Angsttraum, überall fehlte eine Kleinigkeit, überall war noch eine Viertelstunde zu warten, mein einziger Zug war längst weggefahren, und ich stand noch immer mit müdem Kopf und kalten Händen in den Kanzleien herum, unselig und verzaubert inmitten jener furchtbaren Welt der gelbgemalten Kanzleistühle und an die Wände genagelten amtlichen Vorschriften und Kundgebungen. Diese seltsam harte, seltsam verfluchte, seltsam unzugängliche Welt, in der seit Pontius Pilatus das Leben entwirklicht und die Seele jeder Wesenheit beraubt wird, umgab mich phantastisch in ihrer nüchternen Unwirklichkeit und bestahl mich aufs neue um meinen Schmerz und meine Erhebung. Nur hin und wieder flohen die schalen Wände dieser wesenlosen Welt einen Augenblick auseinander, und über eine ungeheure Entfernung und

Leere hinweg sah ich einen stillen Mann im Totenhemde liegen und auf mich warten. Dann mußte ich wieder Auskünfte geben und meinen Namen auf Papiere schreiben, und endlich stand ich betäubt auf der Straße und sprang in einen Wagen, kam nach Hause, fand den Tisch gedeckt und den Koffer bereit, stand lang am Telephon, aß schnell etwas, steckte Bücher in die Taschen und fuhr zum Bahnhof.

Zu meinem Vater konnte ich heut nicht mehr kommen; aber ich wollte reisen, soweit es eben ginge. Meine Kinder sah ich eben noch von der Schule heimkommen, ehe ich wegfuhr.

Dann saß ich im Zug und fuhr Stunde um Stunde, wieder denselben Weg, den ich gestern am Morgen hin- und am Abend zurückgefahren war, und gegen Abend fuhr ich auch an der Stadt und ganz nah an dem Saal vorbei, in dem ich eben an diesem Abend hätte sprechen sollen. Mit dem Nachtwerden erschien der Bodensee, und es ging noch ein Schiff, und im Laternenlicht des Hafens begrüßte ich den deutschen Boden wieder. Jahre meines Lebens hatten sich in dieser Landschaft gespiegelt; der Fisch, den ich aß, und der Wein, den ich trank, riß hundert verdunkelte Bilder plötzlich ins Licht. Noch ein Gang im Nachtwind durch das schlafende Friedrichshafen und ein Stück Seeufer entlang, dann schlief ich schwer bis zur Frühe.

Jetzt, als ich am Morgen in dem Eisenbahnwagen stand, der mich in die alte Heimat bringen mußte, jetzt fühlte ich deutlich, wie der Sarg meines Vaters mich zu sich zog, durch die wechselnden Landschaften, und er zog nicht mich allein, er zog in andern Zügen und Wagen durch andre Gegenden auch meine Geschwister her, deren jedem der Vater gestorben war, deren jedes ihn in irgendeinem besonderen Zuge seines Wesens ganz (und vielleicht allein) verstanden und gekannt hatte.

Und wieder reiste ich durch Landschaften und Städte, die mir heimatlich angehörten, wo ich Schulen besucht, wo ich Knaben- und Jünglingsgänge durch die waldigen Bergzüge getan. Von allem war heute der Schimmer genommen, ich sah mein Leben rückwärts nicht wie ein launig gewundenes Tal, sondern als eine einzige, harte, schnurgerade Straße unerbittlicher Notwendigkeit, vom Vater her und zu ihm zurückführend.

Wieder dachte ich an die Unverstandeneit, in der unser Vater so große Teile seines beschwerlichen Lebens hingebracht hatte,